Kommerhut 3.75 Mk. 2.50 Mk.
...tiv gebacken
...kt.
...Lohne
1.35
58 „
35 „
48 „
46 „
...n reinw.
...-Reste
95 Mk.
...Krug
...239.
...Tag geöffnet.
...Fabriken
...üsseldorf

vorstand, gering erscheinen im Hinblick auf die endgültige Wiedervereinigung mit dem geliebten Herrn und Meister.

Was liegt näher als ein Vergleich der damaligen Zeit mit der heutigen? Das Volk, dem die Jünger Christi angehörten, seufzte unter dem römischen Joch, der fremde Kriegsknecht herrschte im Lande, und mit brutaler Faust erpreßte der Sieger ungeheure Abgaben aus dem tributpflichtigen Volke. Wir Deutschen dürfen uns zwar darüber freuen, daß in wenigen Wochen der letzte feindliche Soldat den Boden unseres Vaterlandes verläßt. Aber auch dann noch bleiben große Gebiete, in denen die deutsche Zunge klingt, in fremder Gewalt, und wie ein Alp drückt auf unserem Lande die Tributpflicht. „O blicke, wenn den Sinn — Dir will die Welt verwirren —, zum ewigen Himmel auf —, wo nie die Sterne irren!" Wer wie die Jünger empor blickt, dem erscheint die irdische Not klein und vergänglich.

Aber hüten wir uns, der Botschaft des Himmelfahrtstages eine völlig weltabgewandte Deutung zu geben! Denn noch in eine a n d e r e Richtung weist die Himmelfahrt Christi. Als er zuletzt mit den Elfen zu Tische saß, sprach er zu ihnen: „Gehet hin i n alle Welt!"

Nicht nur a u s der Welt in die himmlischen Sphären will die Botschaft des Himmelfahrtstages führen, sondern auch i n die Welt hinein. Es gab eine Zeit, als die Besten der Christenheit das höchste Heil in der völligen Abkehr von allem Irdischen erblickten, da fromme Eremiten nach dem Vorbilde des heiligen Antonius in die Wüste flüchteten, um dort in entbehrungsreicher Askese ihr Leben zu verbringen. Die sie umgebende Fülle der Laster und Verbrechen trieb jene frommen Eiferer zur Weltflucht, sodaß sie in jenen einsamen Bußübungen die höchste Pflichterfüllung und verdienstvollste Betätigung der Christenmenschen erblickten. Und sie verkannten die Unfruchtbarkeit ihres Tuns, das, wenn alle Gläubigen ihnen darin gefolgt wären, die Ausbreitung der Heilslehre unmöglich gemacht hätte. Solch weltfremde Schwärmer gab es immer, besonders häufig aber in schweren Kriegs- und Notzeiten, und ihnen gilt die Mahnung des cherubinischen Wandersmannes: „Blüh' auf, gefrorener Christ!" Es war die Zeit der schlimmsten deutschen Not, die des Dreißigjährigen Krieges, als der liederreiche Angelus Silesius jene Mahnung an seine Landsleute und Glaubensgenossen richtete. Sittliche Zügellosigkeit, finsterer Aberglaube, die wirtschaftlichen und politischen Folgen des furchtbaren jahrzehntelangen Gemetzels lasteten auf dem deutschen Menschen. War es da ein Wunder, daß er sich grollend und in übersteigerter Sensibilität vor der Welt verschloß? Daß allüberall das Sektiererwesen emporblühte, daß man sich in lange schwarze Gewänder hüllte, lautes Sprechen als unschicklich bezeichnete und sogar die Freude an der Natur weitgehend einschränkte — so war es beispielsweise in weiten Kreisen nur an Sonn- und Festtagen erlaubt, dem Gesange der Vögel zu lauschen und Blumen zu pflücken.

Also auch eine auf das Diesseits gerichtete Mahnung ist in der Himmelfahrtsbotschaft enthalten. Sie verbietet es keinem Irdischen, sich das ihm vom Schöpfer bestimmte Plätzchen an der Sonne zu erkämpfen. Sie verwehrt es dem licht- und lufthungrigen Städter nicht, gerade am Himmelfahrtstage, wenn die Natur im herrlichsten Frühlingsglanze strahlt, hinaus zu wandern durch die lachenden Felderbreiten mit ihren aufkeimenden Saaten und durch den im hellsten Grün schimmernden Wald. Auch das ist eine der sinngemäßen Deutungen der Mahnung: „Gehet hin in alle Welt!"

Christi Himmelfahrt.

!! Am Ostertag haben wir die Freudenbotschaft vernommen: Er ist auferstanden! Das Fest Christi Himmelfahrt bringt scheinbar eine schmerzliche Kunde. Er ist heimgegangen! Heimgegangen — gewiß, aber nicht als Toter von dieser Erde. Des Todes Ketten sind vom Osterheiland für immer gesprengt. Sein Sieg über den Tod ist endgültig und unverlierbar. Als Lebender, als Herr über Leben und Tod, als Siegerkönig mit einem unsterblichen Leibe ist Christus heimgegangen — nicht in ein Nirwana, in ein Nichts, sondern in ein neues, ewiges Leben, in die immerwährende Gemeinschaft mit Gott, dem Vater alles Lebens, der da ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden.

Der Heimgang Jesu hat darum nichts Schmerzliches und Trübes, sondern nur Freudevolles und Beglückendes für uns. Sein Heimgang ist kein Trauertag, sondern ein F r e u d e n t a g für uns! Wir, die wir noch als Pilger auf der Erde weilen müssen, oft unter Mühen und Sorgen, Leiden und Nöten und selten nur in ganz ungetrübtem Glück, wir wissen es seit der Himmelfahrt Christi: auch uns winkt einmal ewiges Glück. Unser irdisches Leben mündet nicht aus in ein schattenhaftes Traumdasein einer freudlosen Unterwelt, in ein wesenloses, hohles Nichts, nicht in Buddhas Nirwana, nicht in Dunkelheit und Finsternis, sondern in Helle und Licht, in ein neues gesteigertes, vertieftes Leben voll unverlierbarem Glück, unaufhörlicher Seligkeit. Unser Ausblick weitet sich in unendliche Fernen. Unsere Gedanken eilen fort von der irdischen Heimat zur ewigen Gottesheimat. Jesus ist aufgefahren in den Himmel. Er hat uns scheinbar verlassen und doch ist er uns und wir ihm nahe. Er ist der Menschheit nach ja Fleisch von unserem Fleisch, sein Vater im Himmel ist auch unser Vater. Er hat uns verlassen, um in die Herrlichkeit des Vaters einzugehen — aber er hat uns nicht außer acht gelassen, er ist heimgegangen, um auch u n s e r e Herrlichkeit zu erwirken bei seinem himmlischen Vater, um uns ewige Wohnungen zu bereiten. Jesu Himmelfahrt ist Beginn unserer eigenen Himmelfahrt. Jesu Himmelsherrlichkeit ist Unterpfand unserer eigenen Seligkeit! Wie könnte uns Jesus je vergessen? Er, der für uns gelitten hat und gekreuzigt worden ist. Und das alles doch nur darum, daß wir heimfänden wieder zum himmlischen Vater!

Jesus, der Auferstandene, der siegreich Aufgefahrene, der Herrscher zur Rechten Gottes, vergißt uns nicht. Aber wir Menschen vergessen ihn so leicht in dem, was er uns gelehrt und vorgelebt! Wir vergessen es so oft, besonders in den Tagen irdischen Glücks, daß wir hier keine Heimat haben, daß alles eitel ist, außer Gott lieben und ihm dienen. Und in den Tagen voll Trübsal und Leid vergessen wir so leicht, daß Jesus auf dem Oelberg nicht nur aufgefahren ist in Kraft und Herrlichkeit, sondern dort einst begann, den Kelch des Leidens zu trinken. Jesus vergißt uns nicht!

Wenn wir ihn nur nicht vergessen, wenn wir ihn nur immer schauen in der G a n z h e i t seines Lebens, von der Krippe über Oelberg und Golgatha zum Himmelfahrtsberg, dann ist sein Beten, sein Fürsprache- und Mittleramt nicht für uns umsonst, dann sind wir des Himmelfahrtssegens gewiß für Zeit und Ewigkeit.

O frommer Christ! Vergiß es nie,
Zum Himmel sollst du trachten
Und was dir Leids geschehen hie,
Des sollst du ewig achten!

F. H.

Zauber der Frühe.

Milde Morgensonne tastet
Goldbefingert durchs Gezweig,
Und das frühe Schweigen lastet
Auf dem Walde wunderweich.

Grau und glatt wie Mammutfüße
Stehn die Buchen säulenschlank;
Durstig aus des Taues Süße
Trinkt die Blume tiefen Trank.

Eines fremden Vogels Weise
Sanft durch Silbersaiten rinnt,
Und es säuselt zauberleise
Ein geheimnisvoller Wind.

Blau und gottesfürchtig faltet
Sich der Himmel hoch und weit,
Und ein Zauber webt und waltet
Aus verklungner Märchenzeit.

R i c h a r d Z o o z m a n n.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

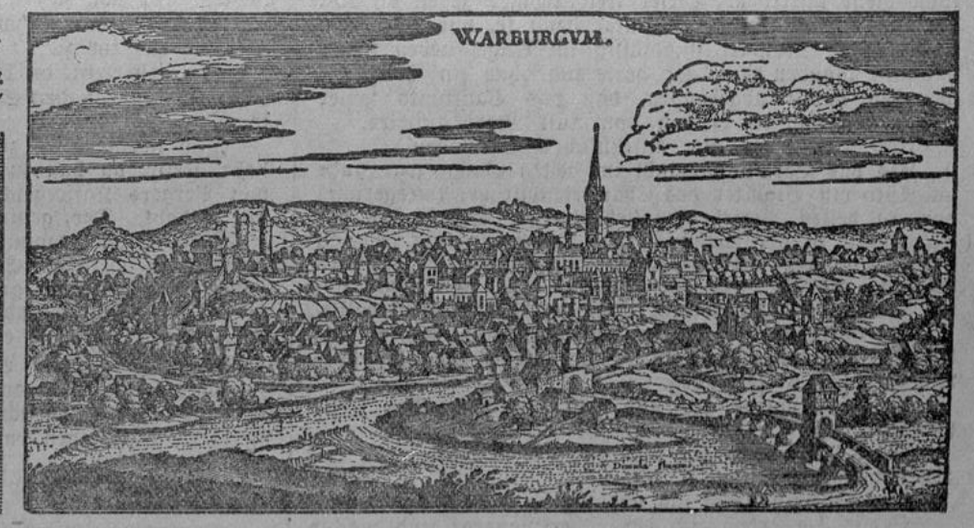
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 42 28. Mai 1930 5. Jahrgang

Felix will heiraten

Nachdruck verboten.

Roman von Eduard W. Maybach

Copyright Greiner & Co., Berlin NW 6.

20. Fortsetzung.

Und die gleichen feierlichen drei Minuten gab es einen Tag später. Wieder mußte sich der Oberfinanzrat sehr viel räuspern, und wieder war das Spitzentaschentuch der Mama in Bewegung: Otto Birkenbusch hielt — ein nagelneues Monokel fest ins Auge geklemmt — um die Hand Rias an.

Otto erklärte übrigens nach wie vor, prinzipieller Gegner der Ehe zu sein. Schuld an der Sache sei nur sein Sozius Felix. Da er, Otto, seit eineinhalb Jahrzehnten alle wichtigen Entscheidungen gleichmäßig und in Gemeinschaft mit dem Kompagnon treffe, sei ihm angesichts der Verlobung Felix Schmidts mit Lia nur noch die Verlobung mit Ria übriggeblieben.

Sonnabend der nächsten Woche gab es ein großes Verlobungsrüsten im Saale eines der größten Berliner Hotels.

Tante Martha hatte man telegraphisch zu Gast geladen. Sie sah retzend aus in ihrem altmodischen Seidenkleid und fuhr Lia immer wieder streichelnd über die Wange. Mit Felix schloß sie nun vollends Freundschaft und nahm ihm das Versprechen ab, auf der Rückfahrt von der Hochzeitsreise durch den Schwarzwald und über Karlsruhe zu kommen und dort auf ein paar Tage bei ihr zu Gast zu bleiben.

An der Seite Tante Adelheids saß Herbert von Wehl. Er tat ganz so, als sei er die Hauptperson des Tages. Immerhin war er in diesem Augenblick der offizielle Verlobte der Frau von Zerlinski. Herr von Wehl wurde auf seine alten Tage hin sparsam. Er fand, daß das Hotelleben verhältnismäßig teuer sei und nur unnötige Kosten mache. So wartete er mit Schmerzen auf das Ende der Aufgebotsfrist, um standesamtlich getraut das teure Hotel mit der behaglichen Wohnung der Frau von Zerlinski vertauschen zu können.

Aber noch jemand hatte sich das Aufgebot bestellt. Die gute Frau Zeisig war, nachdem ihr Ausschalten aus dem Haushalte „ihres" Felix nun unweigerlich feststand, des Hauptarguments verlustig gegangen, mit dem sie bisher Heinrichs unermüdlichen Attacken immer begegnet war, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als endlich dem „eigensinnigen Menschen" ja und amen zu sagen, was außer in dem Hauptkontor von Bergers Kaffeegeschäft auch in sämtlichen Filialen mit der größten Genugtuung zur Kenntnis genommen wurde. Und aus Frau Zeisig wurde eine Frau Heinrich Bankelmann.

Bei der Gratulationscour erschien auch Herr Schumann, der Lotteriekollekteur, um mitzuteilen, daß er soeben von der Lotteriedirektion den Gewinnbetrag zur Auszahlung zur Verfügung gestellt bekommen habe. Frau Zeisig hatte Felix den Brief mit dem Los erst sehr spät herausgegeben. Da die Lotteriedirektion auf den seinerzeitigen Bericht des Lotteriekollekteurs argwöhnisch und zurückhaltend geworden war, bedurfte es des ganzen amtlichen Einflusses des Oberfinanzrats, um die Auszahlung des Gewinns ohne monatelange Protokolle und Untersuchungen zu ermöglichen.

Schumann bekam die „bescheidenen fünf Prozent" zugesichert, und Lia war jetzt Besitzerin eines durchaus annehmbaren Vermögens. Und das sogar ohne die von Felix einstens geplante kleine „Schiebung".

Felix stellte das mit Genugtuung bei sich fest, obwohl jetzt auf einmal niemand mehr von dem „Dreigestirn" nach dem Geldpunkte fragte, weder sein Sozius, noch seine Tante, noch seine Wirtschafterin. Wie konnten sie auch jetzt noch Liebe mit Geld zusammenbringen? Zuerst, da hatten sie ihm alle in der gleichen Weise zugesetzt mit der Frage: „Hat sie Geld? Hat sie wenigstens Geld?"

Und dann wollten sie auch noch wissen, wieviel, und es konnte gar nicht genug sein. Jetzt, in ihren eigenen Herzensangelegenheiten dachten sie mit keiner Silbe mehr daran, daß man einen Menschen nur dann lieben könne, wenn er „mindestens" das und das Kapital hinter sich habe.

Frau Zeisig bekam zwar in ihrem Heinrich einen äußerst braven und rechtschaffenen Mann, aber wenn sie nicht selbst mit gehörigen Ersparnissen in die Ehe getreten wäre und obendrein noch von Felix ein kleines Kapital als Abschieds- und Ehegeschenk bekommen hätte, wäre das Bankguthaben der „jungen Leute" nicht eben weit hergewesen. Denn Heinrich hatte von jeher sein übriges Geld gern in einem guten Tropfen angelegt.

Tante Adelheid hatte sich einen ganz armen Teufel geholt, und wäre sie nicht noch von dem seligen Zerlinski

her trotz der eifrigen Arbeit des Herrn Erik Carlsen vermögend gewesen, hätte sie am Ende auf ihre alten Tage — deren Herannahen sie allerdings auf das strikteste ableugnete — noch Not leiden müssen.

Und schließlich Otto, — na, der durfte überhaupt nicht mehr mitreden. Dieser Feldprediger gegen die Ehe. Da saß er nun selbst, eleganter denn je, mit würdigem Gesicht, das Monokel unablässig im Auge, neben seiner hübschen blonden Ria. Er hatte sich ohne ein Sterbenswörtchen damit abgefunden, daß das Bankkonto seiner Braut den runden Betrag von null Mark aufwies.

Und Lia hatte ein ansehnliches Vermögen . . .

Als das Verlobungsmahl im besten Gange war, fuhr im Auto ein Beamter des Charlottenburger Amtsgerichts vor, in dessen Bezirk die Lietzenburger Straße lag. Er war zuerst in der Wohnung des Oberfinanzrats gewesen und von dort in das Hotel zur Verlobungsfeier gewiesen worden, als er sich im Hinblick auf die Dringlichkeit seiner Botschaft absolut nicht vertrösten lassen wollte.

Er überreichte Fräulein Lia Vallentin, die er sich hatte zeigen lassen, ein an sie gerichtetes Schreiben des Amtsgerichts in Freiburg.

Lia las, wurde rot und gab das Schreiben Felix weiter.

Felix las, wurde rot und gab das Schreiben an den Oberfinanzrat weiter.

Der Oberfinanzrat las und wurde hochrot im Gesicht.

Schließlich erhob sich der Oberfinanzrat und machte den atemlos aufhorchenden Gästen die Mitteilung, er habe soeben eine außergewöhnliche Botschaft empfangen. Seine Tochter Lia war von einem entfernten Verwandten namens Hubert Wollenberg, einem hochbetagten Herrn, der vor kurzem in Freiburg im Breisgau verstorben war, zur Universalerbin seines beträchtlichen Vermögens eingesetzt worden.

Der Beamte des Charlottenburger Amtsgerichts konnte auch sofort der ihm von Freiburg übermittelten Unterlagen weitere Angaben machen.

Danach hatte die Universalerbin einen Betrag von 200 000 Mark als Legat an Fräulein Martha Vallentin in Karlsruhe, Douglasstraße, herauszuzahlen.

Einen Betrag von 100 000 Mark erhielt als Legat die langjährige Haushälterin des Verstorbenen, Frau Münzing.

Die Universalerbin selbst hatte danach noch mit einem Vermögen von über einer Million Mark zu rechnen . . .

Es war eine unbeschreibliche Aufregung im Saale.

Der Oberfinanzrat lief herum, wie von der Tarantel gestochen.

Seine Frau Hete tat, was sie schon den ganzen Tag getan hatte, sie weinte.

Tante Martha, die ja nun selbst eine reiche Frau war, lächelte still vor sich hin.

Ria trank ihrer Schwester ein ganzes Glas Champagner vor und rief ihr zu:

„Schwesterlein, du bist ein Glückspilz . . . !"

Otto ging an den Stuhl von Felix heran und erklärte ihm:

„Ich nehme alles zurück, was ich je über dich gesagt habe, Felix, du hast in der fünfzehnjährigen Entwicklung von Bergers Kaffeegeschäft schon manchen genialen Einfall gehabt. Der genialste aber heißt entschieden Lia."

Felix selbst begannen die vielen Ehrungen langsam peinlich zu werden. Er freute sich wie ein Kind, daß seiner Lia nun solch großer Reichtum in den Schoß gefallen war. Und irgendwo in seiner Erinnerung fiel ihm jene stereotype Frage ein: Hat sie auch Geld? . . .

Lia sah in ihrer Würde als Braut und in all der Freude wie ein Märchenbild aus. Als der Sturm der allgemeinen Aufregung sich endlich ein wenig gelegt hatte, gab sie ihrem Felix einen Kuß auf die Stirn und fragte ihn mit gespieltem Ernst:

„Hoffentlich bin ich nun die richtige Frau für einen kleinen Angestellten . . .?"

Da fuhr Felix mit beiden Händen ein paarmal langsam und nachdenklich über seine neuerstandenen blonden Haare, wie als wollte er auftauchende Schattenbilder wieder zurückbannen. Dann sagte er leise:

„Bedanken wir uns bei Tante Adelheid . . ."

Aber Lia ließ nicht locker. Scheinbar nur auf ein zustimmendes Wort wartend, sagte sie:

„Sicher wirst du auch künftighin in allem der Neffe von Tante Adelheid sein!"

Worauf Felix selbstbewußt erwiderte:

„Nein, mein Lieb, nur noch der Mann meiner lieben kleinen Lia!"

Sprach es und drückte ihr vergnügt einen Kuß auf den Mund.

Ende.

Der Bock als Gärtner.

Erzählung von W. Katajeff.

Auf die Bühne des Provinzialklubs stieg in unheildrohendem Frackanzuge ein starkgebauter Mann mit unrasiertem Gesicht. Er räusperte sich laut, dann fragte er durchdringenden Tones: „Und wer begleitet?"

„Verzeihung, Genosse Lektor", erwiderte der Festordner Sascha, „wir haben Vortrag. Ueber die Schwarzbrennerei, den Kampf mit ihr. Was soll da Musik?"

„Vortrag? Hm. Vielleicht singe ich dazu aus der Oper ‚Dämon'. Wie?"

„Ha ha, ha! Wir denken an Reden."

„Ich würde lieber singen. Auf Ehre! . . ."

„Nicht doch, nicht doch. Es soll ein Vortrag sein. Ueber die Schwarzbrennerei der Bauern, ihre Bekämpfung. So ist es auf den Aushängen angekündigt."

„Wirklich? Nun gut! Hm, hm." Der Mann im Frack räusperte sich von neuem, griff sich mit den Händen an den Hals, reckte sein Haupt und setzte sich in Positur.

Der Vorsitzende des Klubs schwang die Glocke. „Ich bitte um Ruhe. Sogleich wird der Genosse aus der Zentralverwaltung zur Frage der Schwarzbrennerei und ihrer Folgen sprechen, ein für das Gemeinwohl der arbeitenden Klassen sehr wichtiges Thema. Wer lieber tanzen will, mag den Zuhörerraum verlassen. Das Wort hat der Genosse aus der Zentralverwaltung."

Der Mann auf der Bühne schaute mit den bläulich schimmernden Augen um sich und begann: „Genossen! In dieser Schicksalsstunde, wo die Republik der Sowjets in schwerem Kampf mit den Schergen des Weltkapitals ringt, können wir nicht gleichgültige Zuschauer bleiben. Da müssen alle für einen stehen. Ist das richtig?"

„Richtig", klang es in matter Zustimmung aus dem Zuhörerkreise.

„Ja, Genossen. Wir müssen alle wie ein Mann den Kampf gegen die Schwarzbrennerei aufnehmen. Jeden Tag werden Tausende von Menschen durch bösartigen Fusel vergiftet, der den Organismus zerstört. Spreche ich wahr?"

„Sogar zu Erblindungen führt er", rief lebhaft eine weibliche Stimme.

„R . . r . . richtig, Bürgerin. Sehr treffende Bemerkung. In der Tat zur Erblindung. Und zum Verlust des Gehörs. Also sehen wir, Genossen, daß es sich bei dem Hausfusel um furchtbares Gift, um eine Geißel handelt. Warum ist das so, wa — rum?"

Er hielt einen Augenblick an, um seine Worte wirken zu lassen. Dann fuhr er mit erhöhter Stimme fort: „Darum bringt der Hausfusel Schaden, weil man bis jetzt nicht gelernt hat, ihn gehörig zu reinigen. Und wie leicht ist die Reinigung, eine wahre Kleinigkeit! Man nimmt auf einen Eimer Branntwein drei Pfund einfaches Salz."

„Grobes oder feinkörniges?" fragten die Zuhörer eifrig.

„Besser feinkörniges. Aber natürlich kann man auch grobes nehmen. Man schüttet das Salz in den Branntwein und deckt den Eimer mit etwas Wärmendem zu. Einer Decke zum Beispiel."

„Oder mit einem Kissen, Genosse Lektor. Geht es?"

„Weshalb nicht? Mit einem Kissen ist's sogar besser. Ja, werte Genossen. Darauf nehmt ihr fünf bis sechs Pfund Moosbeeren, unbearbeitete. Einfachste Moosbeeren, kocht sie langsam am Feuer unter Zusatz von Kwaß, Kreide, Soda . . ."

„Viel Kwaß?"

„Genosse Lektor, wie ist es aber, wenn . . . ?"

„Geduld, Geduld! Drängt nicht. Muß viel Kwaß beigemischt werden?"

Im Zuhörerraum wurde es laut. Die hinten stehenden Leute drängten nach vorn. Frauen kreischten. Zettel mit schriftlichen Anfragen flogen nach dem Rednerpult.

„Genossen, nicht alle auf einmal. Bitte Ordnung halten. Hier wird auf einem Zettel gefragt, ob man Pfeffer und Tabak hinzu tun darf, um ein stärkeres Getränk zu gewinnen. Ich antworte natürlich: Nein. Pfeffer und Tabak machen den Trank in Wirklichkeit gar nicht stärker, verursachen nur verdammte Kopfschmerzen. Ich fahre fort. Wenn nun die Moosbeeren kochen und Saft herausquillt, nimmt man ein Sieb, ein gewöhnliches Küchensieb . . ."

Der Vorsitzende des Klubs war blaß geworden. „Genosse Redner, ich bitte, sich mehr an das Thema zu halten."

Das Publikum brüllte. „Laßt ihn ausreden! Bitte, bitte. Stört den Redner nicht! Wieviel Soda? Kreide gestoßen oder in Stücken? Das mit dem Sieb sollte er uns noch einmal erklären."

Der Redner senkte das Haupt und sprach mit halbgeschlossenen Augenlidern weiter: „Endlich, werte Genossen, drückt man den ganzen Krempel durch das Sieb in ein irdenes Gefäß."

Der Vorsitzende des Klubs griff sich an den Kopf und stürzte hinter die Kulissen. „Sascha", heulte er kläglich, „er verdirbt uns das Volk. Und sieht einem Doktor nicht ähnlich. Vielleicht hast Du Dich geirrt, einen anderen hergeschleppt."

„Gar nicht habe ich mich geirrt", entgegnete Sascha dumpf. „Ich war selbst im Gasthause und holte ihn aus Nummer 8."

Der Vorsitzende bebte. „18, aber nicht 8! Du bringst mich um. Reiße ihn von der Bühne! Nicht 8, sondern 18. Den Vorhang herunter! Es ist eine Verwechselung vorgekommen. In Nummer 8 wohnt ein Schauspieler. Schluß."

Sascha zog krampfhaft am Vorhang.

Es war zu spät. Der Lektor stand mitten im Saal, von der begeisterten Zuhörerschaft umringt, und beantwortete die Fragezettel.

Logik um einen Frauenhut.

Skizze von Hans Joachim.

„Pink Natterton entsicherte den fünfläufigen Revolver, schulterte ihn wuchtig, knirschte dem Chauffeur ein grimmiges ‚Waidmannsheil!' zu und entsprang dem im Hunderterkilometer-Tempo dahin surrenden Auto. ‚Er soll mir nicht entkommen', murmelte er, nicht ohne sich zuvor eines ausgedienten Kaugummis entledigt zu haben. Da ertönte aus dem Dunkel eine Stimme . . ."

„Es ist Frühling, Hans."

Ich liebe es nicht, wenn ich im Frieden meiner auf Abzahlung erstandenen Häuslichkeit von meiner Frau durch eine jahreszeitliche Bemerkung aus der Spannung eines Detektivromanes gerissen werde. Ich mißbilligte es geradezu, von Mo, das ist sie, meine Frau, mir etwas vom Frühling erzählen zu lassen, wenn Pink Natterton mit fünfläufigem Revolver im Dunkeln steht. Ich zögerte nicht, meine Mißbilligung in Worte zu kleiden. Ich sagte: „So so." Und las weiter, wollte weiter lesen, als meine Frau mit erhobener Stimme dazwischenfuhr: „Wir werden mir morgen einen Hut kaufen!"

Das traf, das ging um Geld. Ich wandte ein schüchternes „Schon?" ein, worauf ich erfuhr, daß Mos bestgehaßte Freundin seit mehreren Tagen im Besitze eines neuen Frühjahrshutes war. Ich hätte einiges von wirtschaftlichen Schwierigkeiten zum besten geben können. Ich tat es nicht. Erstens stand Pink immer noch schußfertig im Dunkeln, und dann ist es immer der Klügere, der nachgibt . . .

Am nächsten Tage um 15 Uhr brachen wir auf. Milde Vorfreude und kühne Entschlossenheit gruppierten sich um Mos Grübchen. So muß Caesar ausgesehen haben, als er den Rubikon überschritt.

„Wir gehen zuerst zu Rottmann", bestimmte Mo, und sie ab mir Verhaltungsmaßregeln. Die Sache war die: Rottmann ist das feudalste Geschäft am Platze, von einer atemraubenden Vornehmheit, und dementsprechend sind die Preise. Hier wollte Mo das Gelände der Mode rekognoszieren, also ausspionieren, was die Mode an letzten Schreien hervor gebracht hatte. „Ich werde natürlich nichts kaufen — es ist dort viel zu teuer. Du mußt also bei jedem Hut sagen, daß er Dir nicht gefiele — verstehst Du?"

Ich verstand und war stolz auf Mo. So sparsam und so praktisch! So eine Frau!

Eine junge Dame empfing uns bei Rottmann, sehr lächelnd, sehr liebenswürdig. Was es sein dürfte? Ja, es dürfte ein Hut sein. Sehr gern, und bitte schön!

Dann fing es an, es war 15,35 Uhr. Man führte uns das Lager vor, Kompositionen aus Samt, Seide, Stroh legten ruhmbereites Zeugnis ab von dem Reichtum an Phantasie der Schöpfer der Mode. Mo setzte sie auf, einen nach dem andern, mit unerschütterlicher Ausdauer. Sie trat vor den großen Spiegel, zupfte am Bubenschopf, betrachtete sich prüfend, ging drei Schritte zurück, legte den Kopf nach links, nach rechts, drehte sich um 180 Grad, betrachtete sich im Handspiegel — und diesen komplizierten Vorgang nennt man Aufprobieren.

Es war 17,12 Uhr. Mo erklärte mit eiserner Stirn, daß nichts Passendes zu finden sei, und es täte ihr leid, und danke schön! Ich errötete vor Scham, die junge Dame vor Zorn. Wir gingen, ein Chaos von Hüten blieb zurück.

„So macht man das", sagte Mo, und sie strahlte. So eine Frau! So praktisch und so sparsam!

Wir schritten fürbaß, es war ein heller Frühlingstag, der Himmel blaute pflichtschuldigst, und die Sonne strahlte versonnen vor sich hin. Und dann fragte Mo — und sie fragte es so nebenbei und als wäre es etwas sehr Gleichgültiges —, sie fragte also, wie mir jener Hut gefallen hätte, so und so hätte er ausgesehen, und ein Pariser Modell wäre es gewesen.

Nun, ich bin ein harmloser Mensch und beängstigend ehrlich, mein Monatseinkommen beweist es. Darum sagte ich, er hätte mir sehr gut gefallen und Mo ganz wundervoll gekleidet. Ja, das sagte ich.

Hier nun beginnt die Tragödie dieser Geschichte. Mo sah mich an, vernichtend, zu Boden schmetternd. Und dann (jedes Wort klang wie gesperrt gedruckt!): „Und Du hattest die Stirn, zu sagen, er gefiele Dir nicht, er kleidete mich nicht?"

Ich stotterte: „Ja, aber wir hatten doch verabredet . . ."

„Oh!" — das war der Anfang einer jener Reden Mos, an deren Ende ich mir immer wie die verworfenste Kreatur vorkomme und mir Mo als das bedeutungswerteste Geschöpf sämtlicher fünf Erdteile und Grönlands erscheint. Es war ein Monolog von 15 Minuten Dauer. Sein Sinn war dieser: Es wäre eine meiner bodenlosen Niederträchtigkeiten gewesen, ein Zeichen meiner infamen Heuchelei, nicht gleich die Wahrheit gesagt zu haben, und nie — „hörst Du? Nie!" — könnte ich das wieder gut machen.

Ich will keine großen Worte und mich nicht besser machen, als ich bin, ich will schlicht erzählen, wie es endete: Mo trägt seit vier Tagen das Pariser Modell. Und ich — ach, ich möchte Ihnen sagen: eine Woche Graupensuppe und nichts als Graupensuppe, das kann einen Mann klein machen. Verflixt klein, sage ich Ihnen!

Gehet hin in alle Welt . . .

Gedanken zum Himmelfahrtstage.

Von Hans Werdenfels.

Zwiefach ist der Inhalt des Geschehens am Himmelfahrtstage, wie es uns in den Evangelien berichtet wird. In zwei verschiedene Richtungen weist die letzte Botschaft des Auferstandenen. Die Jünger blicken der entschwebenden Lichtgestalt nach, die zur ewigen Heimat zurückkehrt. Sie sehen die letzte Wegstrecke, die den müden Erdenpilgern nach einem — wenn es köstlich gewesen ist — mit Mühe und Arbeit gesegneten Leben beschieden ist, das Ende, das Ziel, die Krönung der irdischen Wanderung in ihrem stetigen Wechsel von Auf und Ab, von finsterem Tal und lichter Höhe, von beschwerlichem Pfad und breiter Straße. Nicht Abschiedsschmerz empfanden die Jünger, als sie den Meister gen Himmel fahren sahen, sondern die freudige Gewißheit, daß es auch ihnen einst nach einem von Kämpfen und Sorgen, Hoffnungen und Enttäuschungen, Freuden und Leiden erfüllten Dasein vergönnt sein werde, in die Welt des Lichts empor zu steigen, den Weg zu vollenden, auf dem der Heiland ihnen vorausging. Und diese Gewißheit ließ alle die Mühsal, die ihrer noch wartete, die den Gottesstreitern und Verkündern des Evangeliums be-